

Vom regen Leben Verstorbener im Roman

Stellen Sie sich vor, Sie sind tot und Ihr Leben geht weiter. Tatsächlich gibt es eine Menge Romane, die genau davon erzählen. Aber nicht von Stippvisiten im Jenseits mit Homer, Dante oder Arno Schmidt ist hier die Rede, auch nicht von eingebildeten oder vorgeblichen Toten, die gleichfalls in großer Zahl existieren. Nein, die hier vorgestellten Bücher machen Ernst mit dem Leben nach dem Tod – und das auf oft ziemlich komische Weise.

Von Dorothea Keuler

Literarische Tote sind eigentlich kein Novum. Jean-Paul Sartres in der Hölle spielendes Beziehungsdrama **Geschlossene Gesellschaft** wurde 1944 uraufgeführt. Vladimir Nabokovs Roman **Durchsichtige Dinge**, in dem er mit einem toten Erzähler experimentiert, erschien 1972. In jüngster Zeit jedoch melden sich „Ghost-Writer“ verstärkt zu Wort. Ihr „Wissen“, wie es nach dem Tod weitergeht, ist ihr literarisches Alleinstellungsmerkmal. Denn das Leben nach dem Tod und die Frage, wie es aussehen könnte, bewegt uns eben auch in Zeiten, in denen die Religion darüber keine gültige Auskunft mehr geben kann. Das mag der Grund dafür sein, dass derzeit so fleißig und so ergiebig im Drüben gefischt wird.

Manche der Verstorbenen weilen nicht im Totenreich, sondern als teilnehmende Beobachter bei ihren Lieben hienieden. Diese Konstellation projiziert die Erfahrung, dass die Hinterbliebenen sich nicht von den Verstorbenen lösen können, auf die Toten, die anscheinend auch nicht „loslassen“ können. Unbewältigte Beziehungsprobleme reichen über den Tod hinaus. Ist es Zufall, dass solche Bücher von Frauen geschrieben werden?

Noch sieben Jahre nach ihrem Hinscheiden verfolgt Stella in Milena Mosers Roman **Bananenfüße** Mann, Sohn und Nachfolgerin – nicht unbedingt als guter Geist. Selbstverständlich begleitet Stella ihre gewesene Familie auch, als diese ins quirliche San Francisco umzieht. Dort allerdings gestaltet sich ihr Leben als Tote dermaßen umtriebig, dass ihre Restfamilie allein zurechtkommen muss. Was dieser aber überhaupt nicht schadet, denn die Art, wie Stella an den Ihrigen hängt, hat bei aller Liebe etwas Aggressives.

Der Geist der Madame Chen – so lautet auch der Titel von Amy Tans Roman – begleitet eine Gruppe amerikanischer Touristen auf ihrer Reise durch Burma. Eigentlich hatte die Landeskundige Bibi Chen ihre Freunde selbst führen wollen. Durch den unerwarteten Tod verhindert, möchte sie nun wenigstens Schutzengel sein, woraus nichts wird, denn Bibi „erlebt“ zwar mit, wie die ahnungs- und führungslose Freundschaftsgruppe in der ihr völlig fremden asiatischen Kultur von einem Fettnapf in den anderen stolpert und sogar in handfester Gefahr gerät, kann aber nicht helfend eingreifen. Tote Mäd-

chen kommen überall hin, können jedoch mit den Lebenden keinen Kontakt aufnehmen.

Auf denkbar schmerzhafteste Art wird dies in Alice Sebolds Roman **In meinem Himmel** durchgespielt. Die vierzehnjährige Susie Salmon ist das Opfer eines Sexualverbrechens. Ihre Leiche wird nie gefunden, aber ihre Seele nimmt von einem jenseitigen Beobachterposten aus Anteil, wie die Ermittlungen der Polizei ins Leere laufen, wie die Ehe der Eltern über all dem Leid fast zerbricht, wie der kleine Bruder heranwächst, wie die Schwester ihre erste Liebe erfährt und wie die Überlebenden ihren Verlust schließlich doch zu ertragen lernen. Für Susie selbst bleibt die Zeit stehen. Ihr Himmel mag ein therapeutisches Ambiente sein, ist aber kein Ort für all die Erfahrungen, nach denen man im Teenageralter lechzt.

Der Himmel ist in den Büchern ein erweiterter Sportplatz mit knuddeligen Hunden und gut getarnten Sozialarbeiterinnen, ein Vergnügungspark oder ein ehemaliger Kriegsschauplatz, den die Natur zurückerobert hat. Meist erscheint das Jenseits reichlich irdisch, wenn man bedenkt, dass es dort, einer alten Mönchslegende zufolge, nicht taliter (ähnlich) und nicht aliter (anders), sondern totaliter aliter (vollkommen anders) zugehen soll. Immer aber findet dort eine irgendwie geartete Auseinandersetzung mit dem gelebten Leben statt, wird Rechenschaft abgelegt, Buße getan, über den Sinn des Lebens verhandelt, wird Trennung verschmerzt und Abschied genommen. Kurzum: Im literarischen Jenseits wird, wenn auch in profanen Variationen, ein religiöses Thema durchgespielt.

In Will Selfs Hades gängelt eine postmortale Sozialbürokratie ihre Kunden, und die Selbsthilfegruppe der „persönlich Toten“ übt soziale Kontrolle aus. Lily Bloom heißt die Protagonistin des rabenschwarzen Kompendiums **Wie Tote leben**. Natürlich denkt man dabei an Molly Bloom aus James Joyces Roman *Ulysses*. Deren lebenskräftigem Monolog setzt Will Self die gallige Suada der an Lungenkrebs verstorbenen Kettenraucherin Lily entgegen, die auf eine Entscheidung der „Todokratie“ über ihren Antrag auf Reinkarnation wartet. Schon ihr Leben war nicht das Gelbe vom Ei, jetzt sitzt sie mit ihrem „Lithopädion“, einem ungeborenen, versteinerten Embryo, der sie mit Songs aus den Siebzigern nervt, in einer

oder doch? oder doch?

versifften Londoner Kellerwohnung. Ihr Sohn, der mit neun Jahren durch Lilys Mitschuld umkam, belästigt sie mit vorpubertären Wutausbrüchen, und dann hängen noch die beiden „Fetten“ in ihrer Küche herum, eine gesichtslose Ansammlung aller Pfunde, die Lily in ihrem Leben je zu- und wieder abgenommen hat. War das Leben öde, frustrierend und widerlich, so ist das Jenseits noch öder, frustrierender und widerlicher, und auch die Wiedergeburt, für die Will Self sich ein makaberes Szenario einfallen ließ, gibt zu guter Hoffnung keinen Anlass.

Das Sterben selbst ist in den meisten Toten-Büchern eher banal als bedeutsam. Oft kommt das Ende überraschend, die Verstorbenen nehmen ihren Zustand erstaunlich gelassen hin, und die wenigsten kümmern, was aus ihrem Leichnam wird. Nicht so der Buchmaler in Orhan Pamuks Roman **Rot ist mein Name**, der erschlagen in einem Brunnenschacht liegt. Während er darauf wartet, dass man ihn entdeckt und beerdigt, damit er seine Ruhe finden kann, wird die Geschichte eines Bilderstreits zwischen Traditionalisten und Neuerern im Istanbul des Jahres 1591 aufgerollt, erzählt von vielen sich abwechselnden Stimmen. Täter und Opfer kommen zu Wort, Maler und Gemalte – sogar ein Hund, eine Münze und die Farbe Rot. Auch der namenlose Erzähler in Thomas Hettches Roman **Nox** ist ein Mordopfer, getötet nach einem sadomasochistischen Akt. Nun schildert der Tote, während er als geisterhafte Präsenz über Berlin schwebt, akribisch und mit klinischer Präzision die Stadien seiner Zersetzung. Das alles ereignet sich in der Nacht des 9. November 1989, als mit dem Fall der Mauer die Wiedervereinigung Deutschlands anfängt – ob uns der Dichter damit etwas sagen will?

Auf schwankendem Boden, nämlich mit der Überfahrt nach Helgoland und einer Spei-Orgie auf rauer See, beginnt Markus Jensens Roman **Oberland**. Jens Behse, der Erzähler, hat sich zum Zeitpunkt dieser Rückschau bereits mit einer Handgranate ins Jenseits gesprengt und kommentiert von dort die Begegnungen mit seinem Alter Ego. Dieses erleben wir als fünfjährigen Knirps, dem es an der „Kindermindestniedlichkeit“ gebricht, danach als Teenager in der norddeutschen Provinz und als Zivi auf der Krebsstation einer Klinik. Jensens Jenseits beruht auf dem archaischen Glauben, dass Tote in den Tagen nach ihrem Ableben mit ihrem Erdendasein konfrontiert werden. Sonst hat Jens Behse mit esoterischen Todes- und Reinkarnationstheorien nichts am Hut. Er hat sich das postmortale Wiedersehen eher als Videoclip vorgestellt und in der Art eines Dokumentarfilmers beizeiten Szene um Szene für seine postume Personality Show gesammelt. Marcus Jensens einfallsreiche, ironische Inszenierung der Erzählerrolle, sein beachtlicher Fundus an Todesmotiven und sein Hang zum Makabren sorgen nicht nur für ein äußerst groteskes Déjà-vu, sondern auch für literarischen Tiefgang.

In Hallgrímur Helgasons Roman **Vom zweifelhaften Vergnügen, tot zu sein** liefert der Tod den Vorwand für eine meta-fiktionale Tour de force. Helgasons toter Dichter Einar braucht ziemlich lange, um zu begreifen, dass er gestorben und nun in einem Roman verewigt ist, den er vor einem halben Jahrhundert selbst geschrieben hat. Er verheddert sich im Gestrüpp seiner Fiktionen, wenn er etwa über ein paar Dielenbretter seinen Schauplatz im „Höllental“ verlässt, ins Leere geht wie ein Pirat über die Planken, eine Serie von Hotel-, Flugzeugtoiletten- und Kirchentüren durchschreitet, Zeuge seines eigenen Trauergottesdienstes wird und nach weiteren Irrungen zurück zum Ausgangspunkt gelangt, wo er sein jüngeres Alter Ego mit einer Schreibblockade hinter einem Steinhaufen kauern vorfindet. Hallgrímur Helgason nimmt Roland Barthes' These vom Tod des Autors wörtlich, bestätigt sie augenzwinkernd, um mit desto vitalerer Fabulierlust des Autors glorreiche Auferstehung zu feiern. //

Zum Weiterlesen:

Hallgrímur Helgason, **Vom zweifelhaften Vergnügen, tot zu sein**. Übersetzt von Karl-Ludwig Wetzig. Klett-Cotta, Stuttgart 2005. 615 Seiten, 24,50 Euro

Thomas Hettche, **Nox**. Ullstein, Berlin 2004. 144 Seiten, 6,95 Euro

Markus Jensen, **Oberland**. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 2004. 506 Seiten, 24,90 Euro

Milena Moser, **Bananenfüße**. Blanvalet, München 2003. 256 Seiten, 7,50 Euro

Vladimir Nabokov, **Durchsichtige Dinge**. Übersetzt von Dieter E. Zimmer. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1986. 160 Seiten, 4,90 Euro

Orhan Pamuk, **Rot ist mein Name**. Übersetzt von Ingrid Iren. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2007. 560 Seiten, 9,95 Euro

Jean-Paul Sartre, **Geschlossene Gesellschaft**. Übersetzt von Traugott König. Rowohlt TB, Reinbek bei Hamburg 2005. 4,50 Euro

Alice Sebold, **In meinem Himmel**. Übersetzt von Almuth Carstens. Goldmann, München 2006. 384 Seiten, 8,95 Euro

Will Self, **Wie Tote leben**. Übersetzt von Klaus Berr. Luchterhand Literaturverlag, München 2002. 448 Seiten, 24,50 Euro

Amy Tan, **Der Geist der Madame Chen**. Übersetzt von Elke Link. Goldmann, München 2006. 500 Seiten, 21,95 Euro

Dorothea Keuler lebt als Rundfunkjournalistin und Schriftstellerin in Tübingen.